



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 82.

Donnerstag, 5. April.

1928.

(8. Fortsetzung.)

Schüsse in Shanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Er ließ ihre Hand plötzlich los, trat zum Barometer und tippte auf das Glas.

„Fällt nicht. Bleibt auf „Sehr schön“. Aber wissen Sie was?“ — Er drehte sich im Eifer eines Gedankens rasch zu ihr um. „Ich muß heute den Fluß hinauf fahren, zu einem chinesischen Geschäftsfreunde. — Fahren Sie mit, der kühle Luftzug im Auto wird Ihnen gut tun.“

„Ich kann leider nicht. Ich danke Ihnen sehr. Ich muß zu Herrn Fiklin.“

Er blickte hastig auf. „Waren Sie nicht erst gestern dort?“

Sie nickte. Dann entgegnete sie zögernd: „Er war nicht ganz wohl. Ich muß nach ihm sehen.“

Einen Augenblick schwieg Ryan. Er rang mit seiner tobenden Eifersucht. Dann sprach er beherrscht: „Entschuldigen Sie.“ Griff nach einigen Papieren, warf sie auf den Schreibtisch und sagte: „Das sind die Konnossemente unserer letzten Teelladung. Wir wollen sie durchgehen.“

Nachmittags überkam sie eine Angst. Wenn Fiklin noch immer in diesem seltsamen Zustande war! Wenn er sie nicht sehen wollte! Sie rief telephonisch an. Konnte sich aber mit dem Boy, der an den Apparat kam, nicht verständigen. Da fuhr sie hinaus. Sie wollte nur mit dem Boy sprechen und hören, wie es stand.

Da Ryan das Auto brauchte, nahm sie eine Rikshaw. Im Hausflur, den sie mit gelindem Bangen betrat, traf sie auf den alten Diener.

„Nix Telephon verstehen!“ grinste er entschuldigend. „Wie geht es dem Herrn?“ fragte sie in rascher Furcht.

„Good!“ nickte der Boy und deutete auf das chinesische Zimmer.

Zögernd trat Jsa ein. Die Vorhänge waren herabgelassen. Grünes Dunkel lag über dem Gemache. Zuerst vermochte das Mädchen nichts zu unterscheiden. Dann, als ihr Auge sich gewöhnte, erkannte sie eine Gestalt auf dem einen Lager der Opiumbank.

Fiklin lag seit gestern in schwerem Opiumtraum. Jetzt trat sie leibhaftig mitten hinein in die narzotischen Phantasien, mit denen sein entfesselter Rausch ihr Traumbild schändete. Er hob sich in den Kissen — starrte — wußte nicht, ob sie Ausgeburt seines Wahnes war oder Wirklichkeit. Mühsam erhob er sich von dem Gestühle und torfelte trunken auf sie zu.

Sie konnte jetzt in dem Dämmerlicht deutlich sehen. Sah seine blutunterlaufenen irren Augen, sein wirres, zerzaustes Haar, seine verwilderte, schmutzige Kleidung. Entsetzen vor dem Wahnsinn packte sie. Sie suchte die Tür zu gewinnen. Doch er drängte sie ab, — kam zwischen sie und den Ausgang — taumelte auf sie zu — mit ausgebreiteten Händen, — gekrahlten Fingern.

„Du hier? Bist du gekommen?“ schäumte er hervor zwischen verblissenen Zähnen.

Sie wich zurück, stieß mit dem Rücken gegen den kleinen Tisch, etwas kitzte zu Boden. Sie wußte, es war der Dösch.

Jetzt war er bei ihr. Sie blühte sich — alles geschah

blitzschnell — ohne Überlegung — rein instinktiv — tastete auf der Diele — fühlte die Klinge — der Dolch war aus der Scheide gefallen — schnellte empor — er packte sie — umschlang sie — sie spürte seinen kranken Atem — er preßte sie an sich — unwiderstehlich schmerzhaft — mit der Kraft des Wahnsinns — da stieß sie zu — in blindem Grauen — mit geschlossenen Augen.

Sie traf ihn in den Arm.

Der Schmerz erweckte ihn. Er kam zu Bewußtsein. Rief sie los. Sah sie ernüchtert an. Erblickte den Dolch in ihrer Hand. In seinen Augen flammte hell ein Gedanke auf.

„Ja — ja“, schrie er, „du hast recht. Auch zu sterben von deiner Hand ist höchste Wonne. Stoß zu. Vertilge mich Angezieser von dieser Erde!“

Und ehe sie wußte, was geschah, ehe die Lähmung des Entsetzens sie freigab, packte er mit beiden Fäusten ihre Hand, die den Griff des Dolches umklammert hielt, hob sie empor und stieß sie mit voller Kraft gegen seine Brust.

Sie fühlte dumpf, wie die Schneide in das Fleisch eindrang.

Dann dauerte es noch Sekunden, unendliche Sekunden, in denen in ihrem Kopfe eine blutlose umnachtete Leere sich weitete. Dann lockerte sich der Griff seiner Hände, die Finger glitten feucht über ihre nackten Arme — schwer kollerte der Körper zu ihren Füßen nieder. Er röchelte zischend — bewegte sich — dann Stille — fürchterliche Stille.

Jsa stand — stand und starrte hinab. Im Hirn war wüste Hohlheit. Sie stand und starrte. Da unten lag er dunkel und still. Merkwürdig verkrümmt. Langsam wallte das Blut in den Kopf zurück und schwemmte Grauen und Denkfähigkeit hinein. Sie öffnete den Mund — kein Schrei kam aus der Kehle, die seltsam angeschwollen schien. Dann sah sie sich um. Alles war still, gespenstisch still. Kein Laut im Zimmer, im Hause.

Und dann packte sie die Furcht, die Furcht vor dem Toten. Nicht vor der Tat, nur vor dem Toten.

Sie schlich um ihn herum, die Beine zitterten und trugen sie mühsam. Sie gewann die Tür, öffnete sie, rannte durch den Flur, riß die Haustür auf — sah Licht, Helle, Freiheit, dachte nicht einen Augenblick daran, den Boy zu rufen, hatte nur das triebhafte Empfinden: fort, fort! Rief durch den Garten, öffnete das Gitter, sah nicht den Rikshawkuli, der von seinem Wagen aufsprang, rannte, rannte hinaus in das Licht und die Helle und die Freiheit, rannte immer schneller, atemloser, dem Fürchtbaren, das hinter ihr lag, diesem gespensterhaft stillen Zimmer zu enttrinnen.

Sie kam in ein nahes Dorf. Ging langsam. Der Atem versagte. Die Brust leuchtete. Beobachtete ganz klar, als wäre nichts geschehen, jede Einzelheit in diesem chinesischen fremden Dorfe.

Sah die elenden Hütten. Vier Bambuspfeiler an den Ecken, darüber verfaulte Bretter als Dach. Die Wände Bambusmatten, jetzt hochgezogen. Der Boden die nackte schmutzige Erde. Darinnen ein Tisch, ein Herd aus rohen Steinen und Pritschen als Schlafstätten

übereinander. Darin hantierten Frauen, nackt, nur eine blaue Schürze um die Lenden. Nackte Kinder, den Kopf bis zum Wirbel rasiert, spielten überall im Schmutz. Die Hütten standen an einem stinkenden, ausgedorrten Bache voller Sampans, die in dem Moraste feststaken.

Ja sah alles mit unbeirrbarer Deutlichkeit trotz einer saujenden Geistesabwesenheit in dem Kopfe. Sie bemerkte, daß Männer und Frauen neugierig an ihr niederjahen. Sie betrachtete sich. Ihr weißer Rock war voll Blut.

Sie haftete weiter, zwecklos, ziellos. Kam zum Ende des Dorfes.

Da hörte sie harte Schritte hinter sich, blickte sich in jäher Furcht um. Zwei chinesische Männer in Khaki-uniformen. Dahinter dunkel Frauen, Männer, Kinder.

Da lief sie wieder, jetzt fliehend, bewußt, von Angst gehebt.

Die Männer holten sie ein, packten sie. Gellend schrie sie auf — „ich hab' es nicht getan!“ Schrie es immer wieder, hysterisch, sinnlos, kreischend.

Doch die Polizisten kümmerten sich nicht um ihre Schreie. Sie führten sie fort, durch das Dorf zurück, durch die erschreckt und flüsternd gaffenden Männer und Frauen und Kinder.

8.

Es wurde der größte Skandal, der seit Jahren über die Europäersiedlung von Schanghai hereingebrochen war. Noch an diesem Abend brodelte es auf in allen Salons des Settlements in Neugier, Empörung, moralischer Entrüstung und geifernder Sensationsgier.

„Wie, Isa Hofer, dieses schöne, nette Mädchen!“

„Mr. Jones, wie Sie diese Person schön nennen können! Ich habe ja nie begriffen, was ihr Männer an ihr gefunden habt!“

„Aber Mrs. Smith, vergessen Sie nicht, wie blutdürstig diese Deutschen sind. Das bricht doch immer wieder durch!“

„Man stelle sich nur vor: einen Mann kaltsblütig mit seinem eigenen Dolch niederzustoßen!“

„Ich bitte Sie, dazu gehört doch eine bodenlose Rohheit des Gefühls!“

„Natürlich steckt eine Liebesgeschichte dahinter.“

„Aber wissen Sie denn nicht, lieber Tom, daß dieser Mann sie aus dem übelsten Viertel von Schanghai aufgelesen hat?“

„Ach nein!“

„Doch — doch. Und dann hat sie längere Zeit bei ihm gewohnt, Tür an Tür mit ihm!“

„Mrs. Jacobs!“

„Ich schwöre es Ihnen, meine Beste! Filkins Boy hat es heute nachmittag ausgesagt.“

„Und Mr. Ryan hat die Stirn gehabt, uns diese verworfene Kreatur vorzustellen!“

„Ach Ryan! Ryan ist ja selbst bis über beide Ohren in diese Circe verliebt. Ich kann Ihnen sagen, liebe Freundin, ich habe ihr von Anfang nicht getraut. Sie hat so etwas um die Augen. So etwas — wie soll ich sagen — apachenhaftes. Ich hab dafür einen Blick. Ich hab gleich damals, als man sie uns aufdrängte, zu meinem Peter gesagt, Peter, hab ich gesagt, wenn ich dich dabei erwische, wie du mit dieser fremden Person redest oder flirtest, hab ich gesagt, sind wir geschiedene Leute. Ich dulde sowas nicht — hab ich meinem Peter schon am ersten Abend gesagt, als diese gefährliche Person in Ryans Salon auftauchte.“

Es wurde viel getratscht, gemunkelt, Kopf geschüttelt. Die jungen Herren, die ja mit trauten Hoffnungen im Herzen umschwärmt hatten, waren fassungslos, waren „vor den Kopf geschlagen.“ Dieses heitere, liebe Mädchen eine Mörderin! Unbegreiflich! Sollten am Ende die Leute von der Feder, die immer von dem „Geheimnis der Frauenpsyche“ fabelten, die in ihren Romanen glauben machen wollten, man kenne eine Frau nie bis auf den Grund ihres Gemütes, die das „Rätsel Weib“ propagierten, doch recht haben? Waren diese Sentimentalitäten wirklich nicht nur ein Geschäftstrick der Schriftsteller, eine geheime Verab-

redung unter ihnen, sich ein unerschöpfliches Thema zu beklüften? Aber wenn dieses harmlose lebenswürdige Mädchen hinging, einen Mann niederdolchte und dann davonlief, mußte das Weib doch ein weit größeres Mysterium sein, als man angenommen hatte!

Die jungen Herren aus den Ämtern, Bureaus, Geschäften ließen an diesem Abend die Augen in geheimer Scheu über die Damen der Salons und Speisezimmer gleiten. —

William Ryan sprang die erschütternde Nachricht aus der Zeitung an, als er spät abends von dem Besuche bei seinem chinesischen Geschäftsfreunde heimkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Karfreitagsliebe.

Würden all' die Tränen, die geweint
In der weiten, weiten Welt,
Allsoweit die heit're Sonne scheint,
Allsoweit der Mondenstrahl
Heimlich tief in dunkle Kammern fällt —
Würden all' die Tränen, die, so lang die Erde steht,
Aus der Menschheit Born und Weh und Qual,
Aus Verzweiflung, Fluch und Angstgebet
Niederrannen auf ihr sündig Land —
Würden sie zusammenströmen in ein einzig Meer,
All' die wilden Tränen aus der Menschheit Not:
Ihre Wogen, sturmdurchwühlt und schwer,
Nimmer, nimmer löschten sie den Brand,
Der aus göttlicher Karfreitagsliebe loht!

Alice Frein v. Gauda

Der Osterhase in China.

Ein Erlebnis von Heinrich Schmitthenner.

Es waren schöne Tage zur Zeit des Monsunbeginns in Mittelchina. Nachts rollten Gewitter über den Himmel und gewaltige Regen gingen nieder. Am Morgen dampften dann die Berghänge und die Reisfelder der Täler ob der Empfängnis in zitternder Fruchtbarkeit. Die graubraunen, grämlichen Berghänge wandelten sich von Tag zu Tag. Die Azaleen und Azalien und all die verschiedenen Rhododendronarten steckten ihre Blüten auf, und die Berge leuchteten plötzlich in den buntesten Farben. — Ich stand oben auf einem Paß und sah in die Taltiefe hinab. Der Pabweg schlängelte sich durch die Blüten in ein Tal, das grün und gelb mit sprossendem Reis und blühendem Raps angelegt war und aus dem hier und dort die Wasserpiegel frisch bereiteter Reisfelder ausleuchteten. Abgerissen in der leichtbewegten Luft drangen aus der Tiefe die Schläge einer Trommel, der Lärm von Instrumenten und das Prasseln von Kracherfeuerwerk zu mir herauf. Ganz klein war drunten ein roter Fleck zu entdecken, der durch die Landschaft tanzte — eine Sänfte, die die Braut einholte. Zwei Schmetterlinge schwebten unwirklich groß und leicht mir über die Schulter hinab in die leuchtende Tiefe. — Da fällt es mir ein, daß auch hier im fernen Osten Ostern ist, und ich empfinde körperlich nah das volle Erwachen aller Natur aus ihrem Winterschlaf. Ich senkte die Augen und — erstaunt greife ich mir an den Kopf, ob das denn möglich sei; denn vor mir steht auf das kurze Gras fein säuberlich hingeseht ein rotes Osterei, richtig ein rotes Osterei! Ist denn das alte deutsche Märchen Wirklichkeit geworden? Ich halte das Ding in der Hand, ein richtiges Osterei, rot gefärbt und hart gekottet. Ich weiß ja wohl, Ostern ist ein halb heidnisches Fest, denn im deutschen Lande ist die Geschichte des Heilands zum Naturmuthos geworden. Wie kommt aber dieses Osterei hierher? Fern in Tientsin — dort lebt ein deutscher Konditor, und er fängt schon bald nach Weihnachten damit an, aus Schokolade und Zuder Osterhasen herzustellen, damit sie noch im Hinterland den deutschen Kaufleuten und Missionaren zur rechten Zeit kommen. Er ist der einzige Konditor Osterhase, den ich in China kennen gelernt habe. Aber der biedere Landsmann hat sicher nichts mit diesem Osterei zu tun, das auch keine Konditorware ist, sondern ein richtiges hausgemachtes, vom mythischen Osterhasen gelegtes Ei. Etwas, wie einem Osterhasen, bin ich zwar schon einmal in China begegnet. Es war aber im Herbst vor langen Jahren und im fernen Schantung. Damals wurden vielerorts kleine Figürchen ganz in der Form unserer Osterhasen

als Kinderspielzeug verkauft. Ich kam nie hinter den Sinn dieser Symbole. Der Hase gehört zu den zwölf irdischen Zweigen, die im Kalender eine große Rolle spielen. Aber die Stunden von fünf bis sieben Uhr des Morgens, die unter seinem Zeichen stehen, sind schon längst vorüber. Ich weiß zwar, daß der Hase in den chinesischen Tierkreis gehört. Aber davon, daß er rote Ostereier legt, wie in der Märchenwelt der deutschen Kinder, habe ich nie etwas vernommen. Wenn im Kult der deutschen Göttin Ostera der Hase und das Ei als Symbole der Fruchtbarkeit zusammengingen, braucht das doch hier in China nicht zu sein. Hier ist der Drache das Habeltier, das dem Frühling Fruchtbarkeit bringt. Welches Tier dem Drachen zugrunde liegt, soll uns nicht bekümmern, sei es auch wirklich das Krokodil, das mit dem ersten Frühlingsregen aus seinem Schlafe erwacht. Der Drache ist das glückbringende Fruchtbarkeitssymbol der Chinesen und er bedeutet heute, alles Irdischen entkleidet, auch den fruchtbringenden Regen der ersten Gewitter, so wie sie in diesen Nächten über den Himmel brausen. Die Drachenprozession, der ich kürzlich im Felde begegnet bin, sollte Regen herbeizaubern. Noch schöner war der Drache am Tage des Drachensestes drunten im Städtchen am Janatse. Mit Papierlaternen, lärmender Musik und dem Geprassel des Kracherfeuerwerks bewegte sich das riesige Glückstier durch die nächtlichen engen Straßen. Auf Bambusstangen trug und schwenkte eine Prozession von dreißig Mann wild auf und ab, bewegt den Drachenseib aus Stoff und Papier auf kurzen Stangen. Zwei Mann aber schleppten das riesige Haupt mit seiner blehenden Zunge. Zu Seiten der Straße standen die Männer und freuten sich des Anblicks, und aus den Türen und Fenstern der Häuser spitzten die Frauen heraus, und fast schien es mir, als wäre der Fruchtbarkeitszauber nur für die Männer gedacht. „Sehen Sie dies scheußliche Heidentum?“ fragte mich der schwedische Missionar, der es gewagt hatte, den Teufelsput mit mir anzuschauen. Es war eine seltsame Tanzgruppe, auf die er deutete, und die hinter dem Drachenzug herkam. Beim Schein der Papierlaternen vollführte ein kleines Mädchen in gelber Seide eine seltsame Pantomime. An den Armen trug es, anscheinend aus Papier und Bambus, zwei riesenhafte Schalen von der Gestalt einer Muschelschale, die es durch Heben und Drehen der Arme öffnete und schloß. Wenn es die Arme nach hinten bog, daß sein zarter Körper sichtbar wurde, purzelte ein kleiner Hube mit Geschrei und Gelächter vor ihm auf der Erde. „Was soll denn das?“ fragte ich meinen frommen Begleiter. — „Erinnern Sie sich der meerentstiegenen Venus und des Muschelwagens der Galatea? Sie verstehen? Der kleine Kerl ist das neugeborene Kind, das daraus hervorgeht!“ — Mitten im zitternden Sonnenschein ist mir dies kleine Nachtstück wieder lebendig geworden. Das Osterfest hatte meine Gedanken zum Osterhasen und zum chinesischen Drachen geführt. Meine Kulis und mein Bog kamen mit dem Gepäck nun endlich auch auf die Höhe, setzten ihre Lasten nieder und zogen das Fleischen aus dem Gürtel. — Und es ist doch ein deutsches Osterfest, dachte ich, und hielt ihnen meinen Fund vor die Augen. Ein helles Gelächter war die Folge. „Was ist das denn?“ fragte ich meinen Diener. — „Oh, Master“, sagte er und bog sich vor Lachen, „oh, Master, das hat eine Hochzeitsjünste verloren, und drin hat eine Braut gefessen.“ Nun war es klar. Es war also Zufall, daß ich gerade heute dieses Ei fand. Den chinesischen Drachen, den gibt es. Aber einen chinesischen Osterhasen, der extra für mich ein hartgekochtes, rotgefärbtes Ei legt, den gibt es nicht. Aber lag es nicht doch nur daran, daß ich an Ostern dachte und dadurch fähig war, ein am Wege liegendes Hochzeitssei zu finden? Vielleicht gibt es doch einen metaphysischen Osterhasen, der nur verlangt, daß die Seele zu Wundern und Überraschungen bereit ist, um sie zur Wirklichkeit werden zu lassen. Wenn die Geschichte nicht wahr wäre, ich würde sie nicht glauben. — Ja, es war doch der Osterhase, und ich nahm mir vor, meinen Kindern das unsinnige und nicht gerade poetische Ostermärchen niemals abfichtlich zu zerstören.

Noch klingen die dumpfen Schläge der Gongs und Kracher zu mir herauf. Wie im Triumphzug die Galatea durch die Meere, zieht dort drunten die Braut in ihrer roten Sänfte durch den Frühling in ihr neues Heim. Vielleicht war das Ei doch nicht unabsichtlich verloren, sondern ein Opfer an unbekannte, übernatürliche Gewalten. So legte ich es still wieder dort hin, wo ich es gefunden hatte.

Es war drunten still geworden im aufsteigenden Mittag, als wir in das duftende Tal hinabgingen. Ich freute mich mit dem Ostergrüße aus der Heimat den Geistern des Windes und der Wasser und vielleicht auch dem Glück eines Menschen ein Opfer gebracht zu haben. Als ich aber am andern Morgen vor der Tür meines Quartiers rote Eier schalen liegen sah, da wußte ich, daß nicht die Geister des Fengshue das Opfer erhalten hatten, sondern daß es im Bauch meines Boos verschwunden war.

Randglossen.

Von Sein Diehl.

Freilich, ein gütiges und versöhnendes Wort verachten ist oft leicht, denn man braucht es nicht zu verstehen.

*

Es gibt ein Selbentum, das heute gefahrvoller, aufreibender und verderblicher ist als alles vergangene Selbentum: Unbedingte Menschlichkeit! Denn im Zeitalter der Dinge und Sachen, des Geldes und der Mechanismen jederzeit und überall Mensch zu sein, dazu gehört mehr an Einsicht, Kühnheit und Kraft, mehr, als den Helden in primitiven Zeitaltern vonnöten war.

*

Wahrheit ist etwas sehr Edles, darum liegt sie verborgen; man muß sie suchen und ausgraben wie das Gold. Hundert man sich, daß sie so selten zu finden ist?

*

Willst du deinen Mitmenschen recht erkennen, dann mußt du dieses im Auge behalten: er ist ein anderer, wenn er zu dir spricht, ein anderer, wenn er dir zuhört! Denn Zuhörer und Redner sind nie ein und dieselben, selbst dann nicht, wenn sie in ein und derselben Person vereinigt sind.

*

Das ist Größenwahn, wenn eine Wetterfahne, die vom Winde gewendet wird, meint, sie habe den Wind gedreht. Freilich, es gibt kleine Geister, die derartiges glauben.

*

Es gibt Höflichkeiten, die bis ins Tiefste hinein verwunden, und es gibt Grobheiten, die aufrichten und heilen. Man muß wissen, womit man es hält: mit dem süßen Geschmack oder mit der herben Wirkung.

Gesellschaft und Mode

Asymmetrie in der neuen Mode. Die überraschendste neue Note, die in der Frühjahrsmode zum Ausdruck kommt, zeigt sich in der betonten Asymmetrie, die überall angewendet wird. Immer wieder hat die Mode, wie die Geschichte der Trachten zeigt, wenn sie ihre Einfälle erschöpft hatte, zu dem Mittel gegriffen, durch Unregelmäßigkeiten und Gegensätzlichkeiten zu wirken. Auch jetzt ist man wieder in ein solches Stadium getreten. Beim Dekolleté zum Beispiel geht der Ausschnitt im Rücken von der Schulter quer herunter bis zu einem Punkt des Rückens, der etwa in der Höhe des Ellbogens liegt, so daß der Rücken wie von einer Diagonale quer durchschnitten wird. Ähnlich ist es mit der Garnierung, die an der rechten Hüfte beginnt und in der Gegend des linken Knies endet. Daß jedes Ornament am Kleide möglichst unregelmäßig angebracht wird, daß die Schärpen und Schlipse an den unmöglichsten Stellen erscheinen, daß der Rocksaum in Kurven und Ecken verläuft, ist bei dieser Tendenz nicht verwunderlich, da jedes Gleichgewicht bei der Toilette vermieden wird. Derselbe Geist herrscht im Schnitt der Hutfrempen und in der Garnierung der Hüte. Einige der neuesten Pariser Modelle gehen sogar so weit, daß überhaupt nur ein Schulterband angebracht wird, während die andere Schulter frei bleibt, oder dem Schulterband entspricht auf der anderen Seite eine Girlande, die in Form und Farbe von dem Band abweicht. Vielleicht bringen wir es noch zu jenen Tollheiten der Mode, die sich in der Zeit der Landstrecke in der buntesten Verschiedenfarbigkeit des Anzuges äußerte, so daß das eine Bein rot, das andere gelb, der eine Arm grün und der andere blau bekleidet war.

Der „Modediktator“, die von Baron v. Telling herausgegebene neue Zeitschrift für die Herrenmode bringt soeben als 2. Heft ihre Frühjahrsnummer heraus (Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW. 68). Der „Modediktator“ zeigt alles, was den Herrn, der Wert auf seine Kleidung legt, irgendwie interessieren könnte. So erfährt er, daß neben dem bisher so beliebten Braun als neue Modelfarbe Blaugrau für den Frühling und Sommer sehr begehrt sein wird, daß ferner der einreihig durchgeknöpfte Mantel nunmehr auch von dem Ausland bei uns übernommen ist und daß das farbige Hemd in den nächsten Monaten eine ganz besondere Rolle spielen wird. In amüsantester Weise befaßt sich der „Modediktator“ mit einer amerikanischen Statistik der Sackknöpfungen. Besonders eingehend nimmt er sich auch diesmal wieder aller modischen Details an, die teilweise in sehr wirkungsvollen farbigen Reproduktionen gebracht werden.

Neue Bücher

* Karl Friedrich Kurz: „Die goldene Woge“, Roman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Wie Herensabbat und mitternächtlicher Spuk braust durch das Tal am Fjord eine Woge von Gold, die der Krieg auspeist. Für Schiffstonnage und Lebensmittel werden Preise gezahlt, die zu wilder Spekulation verleiten. Menschen werden aus ihrem Gleichgewicht gerissen und von einem ungeheuren Taumel erfasst. Wir in Deutschland haben etwas Ähnliches, nur in größeren Ausmaßen, zur Zeit der Inflation miterlebt und kennen den Typus der „Neureichs“ und Schieber. Wie aber Kurz diese Menschen vor uns hinstellt, wie er die Kräfte, die bösen und guten, schildert, wie er die menschliche Seele ohne die schützende und verhüllende Maske gescheiter Tradition zeigt, das ist so packend und spannend, daß von dem Buche nicht wieder losgelassen wird, wer sich einmal in seinen Bann begeben hat.

* Paula Epstein: „Briefe an die tote Mutter“. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn's Nachf.) Die unter ihrem Mädchennamen schreibende Gattin des Dichters Axel Böhbe legt hier ihren literarischen Erstling vor. Aus scheinbar lose oneinandergefügtten Erinnerungsblättern wächst allmählich das geschlossene Bild eines traumhaft innig gelebten Frauenlebens empor; das wechselvolle Geschick einer russischen Musikerin, die auf deutscher Erde eine neue Heimat findet, zieht tief ergreifend an uns vorbei. Der Hauptreiz des ersten und nachdenklichen Frauenbuches aber liegt nicht in dem bunten Wechsel seines Geschehens, auch nicht in der Fülle seiner tiefen Gedanken, sondern in dem eigenartigen Zauber seiner Stimmungen.

* Werke der Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach waren bis jetzt nur in ziemlich teuren Ausgaben erhältlich. Soeben hat die Firma Hesse & Becker Verlag Leipzig ihrer schönen Buchfolge „Die Schatzkammer“ mehrere Gaben der feinen Erzählerin einverleibt, nämlich die ergreifende Erzählung „Das Gemeindelind“, die Ehegeschichte „Unführbar“ und den Sammelband „Lotti, die Uhrmacherin“, der außer der Titelnovelle noch vier Meisterstücke enthält, darunter „Die Freiherren von Gemperlein“ und „Jakob Szela“. Es ist sehr zu begrüßen, daß man heute — etwa zwanzig Jahre vor Ablauf der Schutzfrist — diese wertvollen Bücher preiswert erwerben kann.

* „Doktor Uleubuhles Abenteuerbuch“. Erzählungen für Jugend und Volk von Bruno S. Bürgel. (Verlag Ullstein, Berlin.) Bruno S. Bürgel, der Verfasser der populären himmelskundlichen Bücher „Aus fernen Welten“ und „Weltall und Weltgefühl“, des autobiographischen Werkes „Vom Arbeiter zum Astronomen“ und der an Zauber des Himmels und der Erde so reichen Märchen „Die seltsamen Geschichten des Doktor Uleubuhle“, läßt diesen sonderbaren Alten nun in einem neuen Bande seine Erzählungen fortsetzen. Wieder verbinden sich in Uleubuhles Geschichten reiche dichterische Phantasie, satirischer Humor und umfangreiches Wissen zu Dichtungen, die dem seelischen und geistigen Leben der Jugend eine gesunde Anregung zu geben vermögen; die belehren, indem sie auf erquickendste Art unterhalten. Ein buntes Buch, voll Spannung und Erleben.

* Radeloffe Hall: „Adams Geschlecht“. Aus dem Englischen übertragen von Elisabeth Wacker. (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Dieses in England preisgekrönte Buch schildert in klassisch-epischer Konzeption den Werdegang eines Italieners in England. Gian-Luca, ein uneheliches Kind, in Soho, dem Armenviertel Londons geboren, hat das wirkliche Gottsuchertum eines ganzen Menschen in sich. Von dem Problem seiner Geburt umwittert, verläßt seine Kindheit. Ruhelos treibt es ihn vorwärts, bis seine seltsame und tiefe Liebe zu den Büchern ihm seinen wahren Lebensinhalt gibt. Im Kampf mit seinen Idealen zerbricht er, um schließlich doch im tollkühnen Sinne Ruhe und in ihr — Gott zu finden.

* Anton Tschekow: „Anjuta“, Novellen. (Paul Jsolnay, Verlag, Wien IV.) Diese zwölf Novellen des russischen Novellisten gehören zu den reifsten Dichtungen Anton Tschekows. Mit unerlöschlicher Phantasie und mit zartestem Stift zeichnet er das Lebens widerspruchsvolle Biersalt, er zeichnet sie mit einer so genauen Eindringlichkeit, daß oft plötzlich durch die heimliche Lyrik das Abarundige des Lebens erschütternd hindurchschimmert. Es sind Novellen über russische Frauen, die dieser Band vereinigt, alle Typen: das ganz junge Mädchen, die demütig hingebungsvolle, die eifer-

süchtige Geliebte, die Mutter, die Schwester, die Freundin, das träumerisch scheue Mädchen des Landes, die Großstadtdame — und staunend werden wir inne, daß die ganze Breite der russischen Seele in diesem Buch ist. Es sind wunderbare Gestalten darin, allen voran Anjuta, die Titelnovelle, die ein ergreifendes Geschick mit knappen Mitteln umreißt.

* Annie Francé-Harrar: „Tropen-Amerika“. Ein Zug der Abenteuer. Mit ganzseitigen Kunstdrucktafeln. (Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.) Die Gattin des Gelehrten Raoul H. Francé unternahm mit ihrem Lebensgefährten eine Fahrt in ferne Weltteile und beschreibt diese abenteuerliche Reise in dem vorliegenden Bande. Es ist, wie Annie Francé-Harrar in diesem prächtigen Buch sagt, heute nicht mehr möglich, Tropen-Amerika als Ganzes in einem Kreis zusammenzufassen, aber sie versucht mit Erfolg, ein organisches Gebäude aufzurichten, Ursache und Wirkung, Klima, Lebewelt, Sklaverei, Mischlingsstädte und Pankeetum, spanisches Erbgut und moderne Weltspedition miteinander zu verknüpfen und die oft festsamen Fäden zu zeigen, die von einem zum andern gehen. Der überirdische Reichtum jener Natur, der betäubt und betört und dennoch der übermächtige Feind des Menschen ist, wird lebendig geschildert, dort unten, wo die Palmen sich im heißen Windhauch wiegen und hinter jedem Planengewirr Gefahr und Fieber lauern. Das Werk ist mit ganzseitigen Kunstdrucktafeln reich geschmückt. Besondere Erwähnung verdienen die schönen Bilder Raoul H. Francés, die unter schwierigsten Umständen entstanden sind. Das gibt ihnen den Reiz des Unmittelbaren, der ihren künstlerischen Wert erhöht!

* „Die Technik des Haushalts“. Ein überaus wertvoller Ratgeber für den Haushalt von Ing. Eduard Pfeiffer. Mit 104 allgemeinverständlichen Abbildungen. (Verlag der Technischen Bücher für Alle, Dietz & Co., Stuttgart.) Technik soll nützen, aber nicht herrschen! In vielen Einzelfällen sehen die Hausfrau und der Hausherr in diesem Buche, wie sie technisch, also wirtschaftlich denken und handeln können. In knapper Form finden sie jede Anleitung, sich die Arbeit zu erleichtern. Viele anschauliche Bilder unterstützen den Text. Das Buch regt zu durchdachter Haushaltsführung und zu kritischer Bewertung technischer Hilfsmittel im Heime an, weist Möglichkeiten und Grenzen und bewahrt vor Enttäuschungen. Das Büchlein ist außerordentlich reichhaltig, es bringt alle möglichen Ratschläge aus den Gebieten Heizung und Lüftung — Trink-, Kuch- und Abwasser — Kühlung — Gas und Elektrizität im Haushalt — Maschinen im Haushalt — Etwas Küchentechnik — Küchengeräte — Behandlung der Möbel und aller Haushaltsgeräte und -einrichtungen — Aufklärung über Reinigung und Beleuchtung — Fernsprecher — Radio usw. Jede Hausfrau wird aus dem Buch Nutzen ziehen.

* „Meggendorfer Blätter“, Zeitschrift für Humor und Kunst, 2. Halbjahr 1927. (Verlag J. F. Schreiber, München.) Im 2. Halbjahrsband der „Meggendorfer Blätter“ für das Jahr 1927 sind wieder neben die erste Chronik des gleichen Abschnittes die Blätter satirisch-gelehrter Zeitbetrachtung gestellt. Stets mit Humor und Satire dem täglichen Leben an sich und den aktuellen Ereignissen der Woche auf den Fersen, sind die „Meggendorfer Blätter“ mit jedem Heft ein Zeitspiegel, dessen fröhliche Bilder durch ihre lustigen Pointen dem Kern der Tatsachen oft näher kommen, als die ernsthafteste Tagesberichterstattung. Der Prosastil ist gepflegt, das Niveau aller literarischen Beiträge in Stoff, Geschmack und Ausarbeitung künstlerisch, heiter, satirisch, ohne sich aber dabei erotischer oder politischer Themen zu bedienen. Schon dadurch wenden sich die „Meggendorfer Blätter“ an einen Leserkreis, der nach alter und politischer Einstellung viel umfangreicher sein kann und ist, als das Publikum von Zeitschriften einer ganz bestimmten Richtung. Der Kreis illustrativer Mitarbeiter hat sich erweitert und die — wie immer — hervorragenden Reproduktionen zeigen eine interessante Sammlung ganz verschiedenartiger Zeichner des humoristischen und eleganten Gesellschaftsbildes.

* Harald Weber: „Die Weltdeuter des Ostens“. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Das Weltbild der uralten Kulturen des Ostens in seiner Gesamtheit und Größe zu erfassen, in seinen verschiedenen Phasen und Ausprägungen übersichtlich darzustellen, ist Harald Weber in diesem Buche trefflich gelungen. Er vermeidet dabei alle philosophischen Sachausdrücke und Fremdwörter, so daß die Darstellung für jedermann ohne weiteres verständlich ist. Für den Sachphilosophen ist es insofern von Bedeutung, als es den Schlüssel zu der bisher nicht völlig klaren Santhia-Lehre darbietet und einige angebliche Lücken in dem buddhistischen Weltbild ausfüllt.